

Rezensionen

Lyubomyr Borakovskyy: Zwischen Liebe, Verständigung und Hass. Die Darstellung religiöser Konflikte in der Literatur Galiziens (1848–1914). (Wechselwirkungen. Österreichische Literatur im internationalen Kontext, Bd. 21.) Frankfurt am Main: Peter Lang 2016. 260 S.

Das Interesse an der Erforschung des österreichischen Galiziens als sozial-kulturelles, darunter auch literarisches Phänomen wurzelt in seinem multiethnischen und daraus folgend multikulturellen und politisch mannigfaltigen Charakter. Dieses Interesse bezieht sich vor allem auf die aus sprachlicher und religiöser Sicht starke Verflechtung heterogener Kulturelemente, die ein zwar brüchiges und widersprüchliches, aber zugleich einheitliches kulturelles Gefüge bilden. Es ist letztendlich fraglich, ob diese »galizische Kultur« sich wissenschaftlich als Ganzes und in ihren Merkmalen als etwas Eigenständiges auffassen lässt. Man bräuchte dazu zumindest dessen qualitative Gegenüberstellung mit einem anderen Kultursystem unter Berücksichtigung spezifischer Merkmale der Systeme, die im Falle der galizischen Kultur nur von einem rein hypothetischen und stark verschwommenen Charakter sind. Die Erforschung und Beschreibung solcher Sozialaspekte wie des literarischen, religiösen und sozial-politischen Lebens

zeigen sich trotzdem als fruchtbare Mittel zum Erschließen des kulturellen Phänomens *Galizien*. In dieser Hinsicht ist auch das Buch von Lyubomyr Borakovskyy zu betrachten, das unter literaturwissenschaftlichen Gesichtspunkten die Kernaspekte der galizischen religiös-kulturellen Landschaft und somit der angeblichen galizischen Mentalität betrachtet und beschreibt.

Der Verfasser der vorliegenden Monografie hat sich zum Ziel gesetzt, anhand von Beispielen aus belletristischen Texten die literarische Darstellung von religiösen Konflikten im Schaffen galizischer Schriftsteller zu beschreiben sowie eine Typologie dieser Konflikte zusammenzustellen. An dieser Stelle ist der interdisziplinäre Charakter der Arbeit hervorzuheben. Dieser zeigt sich sowohl in der Anwendung theoretischer Ansätze zur Konflikt- und Kulturforschung als auch in der methodologischen Vorgehensweise gekoppelt mit den gewonnenen Erkenntnissen. Zu letzteren gehören vor allem die vom Autor ausgearbeiteten vier Konfliktgruppen, die thematisch strukturiert und gesondert in einzelnen Kapiteln analysiert werden. Auf diese Weise wurde eine übersichtliche Struktur der Arbeit geschaffen, die sowohl die Orientierung im reichen Quellenkorpus (es werden insgesamt die Werke von neun Schriftstellern behandelt) ermöglicht als

auch einen Überblick über die gewonnenen Erkenntnisse verschafft.

Der Umstand, dass der Autor die literarische Darstellung eines religiösen Konflikts zwischen drei verschiedenen Konfessionen aus sprachlich-nationalem Blickwinkel in drei verschiedenen Literaturen analysiert, zeigt das umfassende Forschungsfeld der vorliegenden Untersuchung, das auf den ersten Blick etwas zu breit zu sein scheint. Das damit verbundene Problem der Zusammenstellung und des Strukturierens des analysierten Stoffes vermochte der Verfasser jedoch durch die Eingliederung der gefundenen Konfliktbeispiele in vier thematische Gruppen zu lösen. Im Buch werden somit vier Typen von Konflikten voneinander unterschieden: Konflikte aufgrund interkonfessioneller Liebesbeziehungen, politisch und ökonomisch bedingte religiöse Konflikte sowie Konflikte, die der Autor als Konflikte zwischen religiösem Konservatismus / religiöser Tradition und säkularem Rationalismus definiert. Als Hauptkriterium der Gliederung tritt somit das einem religiösen Konflikt zugrunde liegende Motiv auf. Eine solche Gliederung ermöglicht es dem Verfasser schließlich nicht, sich von der Konzeption einer »Nationalliteratur« eindeutig zu lösen und die vier thematisch verschiedenen Konfliktgruppen im Rahmen einer einheitlichen galizischen Literatur zu erfassen. Als Grund dafür führt er den Umstand an, dass jeder der vier ausgearbeiteten Konfliktgruppen in verschiedenen Literaturen unterschiedliche Bedeutung zugeschrieben wurde bzw. bestimmte Motive für das Schaffen eines bestimmten Autors charakteristischer waren als für einen anderen. Der Autor stellt somit eine Verbindung zwischen dem historischen Kontext, der Thematik eines konkreten literarischen Werkes und den einzelnen religiösen Motiven her und veranschaulicht diese anhand der angeführten

Textbeispiele. Die Modellierung und Erklärung solcher Wechselbeziehungen zählen zu den wichtigen Inhalten des vorliegenden Buches.

Bei der Analyse jeder Konfliktgruppe geht der Verfasser von der These aus, dass einem religiösen Konflikt eine politische, ökonomische oder kulturelle Bedeutung zugesprochen werden kann, gleichzeitig wäre aber auch eine entgegengesetzte Perspektive möglich, wenn einem politischen bzw. ökonomischen Konflikt eine religiöse Bedeutung zugeschrieben wird. Dadurch wird die soziokulturelle Problematik eines religiösen Konflikts angesprochen: Konfliktsubjekte agieren in jedem Konflikttyp als Vertreter nicht nur einer anderen religiösen Gruppe, sondern vor allem eines anderen kulturellen Systems und/oder einer anderen sozialen Schicht. Eine solche Überlappung trägt einerseits zur Etablierung eines religiösen Antagonismus bei, andererseits erschwert sie die Lösung eines bereits vorhandenen religiösen Konflikts. Anhand gelungener und anschaulicher Beispiele zeigt der Verfasser, wie es zu einer solchen Überlappung kommt und wie diese von einem Schriftsteller in einem literarischen Text instrumentalisiert wird.

In Bezug auf die angesprochene kulturelle Problematik stellt sich die Frage, ob es sich bei vielen der angeführten Konflikte um religiöse oder eher interkulturelle Kontroversen handelt und die Religion dabei nur als Bestandteil eines kulturellen Systems angesehen werden sollte. Der Verfasser neigt in seiner Arbeit eher zum ersten Zugang, indem er die Kultur im Rahmen einer Religion betrachtet. Er lässt dabei den kulturellen Aspekt nicht außer Acht und betont die enge Verwicklung der kulturellen, hier auch sprachlichen, Elemente mit religiösen Erscheinungen. Mit Recht kommt er schließlich zum Fazit, dass es unter den analysierten Konflikten keine »rein reli-

gösen« Konflikte gebe, wenn auch den meisten Konflikten eine primäre religiöse Konnotation eigen sei. Dies sei vor allem für die Konflikte aufgrund einer interkonfessionellen Liebesbeziehung sowie für die Konflikte zwischen religiösem Konservatismus und Rationalismus charakteristisch. Die letztgenannten werden im Buch vor allem anhand der Beschreibung von antiklerikalen Motiven im Schaffen von ukrainischen Schriftstellern sowie als Konflikte zwischen der jüdischen Orthodoxie und der Aufklärung bei Karl Emil Franzos und Leopold von Sacher-Masoch beschrieben. Dadurch wird eine dritte Differenzierung zwischen den verschiedenen religiösen Konflikten unternommen, nämlich zwischen den Konflikten innerhalb einer Konfession und den Konflikten zwischen verschiedenen Konfessionen.

Der Verfasser umgeht in der Arbeit auch das Problem der Instrumentalisierung der Religion für politische und ökonomische Zwecke nicht. Denn wegen der tiefen Einbettung jeder großen Bevölkerungsgruppe in Galizien – egal, ob Polen, Ukrainer oder Juden – in ihre religiöse Tradition sowie wegen des großen Einflusses dieser Traditionen auf den Alltag der Bevölkerung trat die Religion als wichtige Regulatorin des gesellschaftlichen Lebens auf. Wenn man dazu die sozialen Unterschiede nimmt, vor allem, dass erwähnte Bevölkerungsgruppen insbesondere in Ostgalizien auch verschiedene soziale Schichten vertraten, wird man sich des unter solchen Umständen entstandenen großen Konfliktpotenzials bewusst. Auf diese Weise deckt die Arbeit alle wichtigen Aspekte des konfessionellen Zusammenlebens der verschiedenen Völker in Galizien ab, was sich in der Literatur jener Zeit widerspiegelt.

Es soll schließlich auf die Bedeutung der Monografie in Bezug auf die Erforschung des Schaffens einzelner, bis jetzt wenig oder sogar kaum erforschter galizi-

scher Schriftsteller hingewiesen werden. Zu diesen zählen vor allem Józef Rogosz, Jan Zachariasiewicz, Osyp Makovej und Stefan Kovaliv. Durch das Einbeziehen dieser Autoren und den Vergleich ihres Schaffens mit den Werken anderer, bereits bekannter galizischer Schriftsteller wie Karl Emil Franzos, Iwan Franko oder Leopold von Sacher-Masoch operiert der Autor mit dem reichen, polnisch-, ukrainisch-, deutschsprachigen Textkorpus, was es ihm ermöglicht, den literarischen Prozess in Galizien in seinen komplizierten Wechselbeziehungen und seiner Entwicklungsdynamik zu erfassen und zu beschreiben. Die Arbeit eröffnet somit eine aussichtsreiche Perspektive nicht nur auf die Erforschung Galiziens und seiner Literatur, sondern auch auf die Erläuterung und Analyse der kulturellen Prozesse in einer multiethnischen und dadurch multikonfessionellen Gesellschaft allgemein und ist daher als Arbeit mit einem klar ausgeprägten kulturwissenschaftlichen Ansatz zu bezeichnen.

Alla Paslawska

Benjamin Conrad, Hans-Christian Manner, Jan Kusber (Hgg.): Parlamentarier der deutschen Minderheiten im Europa der Zwischenkriegszeit. (Beiträge zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien. Reihe Parlamente in Europa, Bd. 4.) Düsseldorf: Droste 2015. 286 S.

Der vorliegende Sammelband geht von zwei Ansätzen aus: zum einen der vom 11. bis 13. April 2013 von der Universität Mainz veranstalteten Tagung, zum anderen der grundlegenden Arbeit von Mads Ole Balling,¹ die die Autoren beabsichtigten, mit Leben zu füllen. Die Analyse der parlamentarischen Vertretung der

¹ Mads Ole Balling: Von Reval bis Bukarest: Statistisch-biographisches Handbuch der Parlamentarier der deutschen Minderheiten in Ostmittel- und Südosteuropa 1919–1945. Kopenhagen 1991.

deutschen Minderheiten weist über das engere Thema hinaus, da in vielen Ländern Ostmittel- und Südosteuropas diese alten oder neuen deutschen Minderheitsgruppen in der Zwischenkriegszeit über parlamentarische Vertretung verfügten, die sich trotz der relativ geringen Anzahl (etwa 200 Personen) dazu eignet, sowohl die Möglichkeiten minderheitenpolitischer Praktiken zu untersuchen als auch eine komparative Analyse zu bieten. Von den Regionen, die über eine bedeutendere deutschsprachige Bevölkerung verfügten, blieb lediglich das Elsass ausgespart, und das trotz der Versuche der Herausgeber.

Die drei Herausgeber sind Osteuropa-Experten, die beim Zustandekommen des Bandes Mitarbeiter der Mainzer Gutenberg-Universität waren und sich gegenseitig auf glückliche Weise ergänzen: Den Forschungsschwerpunkt von Benjamin Conrad bilden Polen und die baltischen Staaten (vornehmlich Lettland),² von den beiden Mainzer Professoren beschäftigt sich Hans-Christian Maner in erster Linie mit Rumänien³ sowie Galizien, der Grenzregion der einstigen Habsburgermonarchie, während Jan Kusber über das Russische Reich forscht. Der Großteil der Autoren hat sich ebenfalls mit dem Thema im engeren Sinn beschäftigt. Die Vielfalt des Bandes wurde schließlich von Forschungsschwerpunkt und Interessengebiet sowie von den lokalen Eigentümlichkeiten beeinflusst, da es Fälle gab, in denen die Deutschen eine zahlenmäßig kleine Minderheit bildeten oder wegen der Umstände nur einige Personen ins

Parlament kamen (Dänemark, Italien, baltische Länder), anderswo hingegen die Gruppe recht groß war (Tschechoslowakei, Rumänien).

Von den beiden einleitenden Studien stammt eine von Marie-Luise Recker, die beim Erscheinen des Bandes Vorsitzende der Kommission für Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien war, in deren Schriftenreihe auch der vorliegende Band erschienen ist. Während ihre Studie die allgemeinen Tendenzen des Parlamentarismus im Europa der Zwischenkriegszeit darstellt, umreißt der Aufsatz von Hans-Christian Maner die Thematik des Bandes sowie die Rahmen des deutschen Politisierens. Indem er die Ergebnisse teilweise zusammenfasst, unterscheidet er drei taktische Grundverhaltensweisen in der politischen Tätigkeit der Minderheitenparlamentarier: eine defensiv-abwehrende, eine aktiv-aufbauende Taktik beziehungsweise die Anlehnung an Deutschland.

Die Aufsätze wurden von den Herausgebern nach geografischen Regionen gruppiert. Der erste Teil (Ostseeraum) umfasst vier Aufsätze. Martin Klatt stellt anhand der Laufbahn der beiden nord-schleswigschen Abgeordneten, die die Deutschen im dänischen Parlament vertraten, auch dar, welche Probleme das Erscheinen der deutschen Minderheit nach dem Ersten Weltkrieg aufwarf, wie sich die Mehrheit zu ihnen verhielt und wie sie versuchten, sich zu organisieren, inwieweit die soziale Gliederung und die Nationalitätsbindung sie prägte und nicht zuletzt, welche Rolle dabei Deutschland spielte. Obwohl die anfänglichen Bedingungen sich für die Integration günstig erwiesen, wurde die Machtübernahme der NSDAP auch für die deutsche Minderheit in Dänemark fatal.

In den baltischen Staaten war die Lage der deutschen Minderheiten nach dem Ersten Weltkrieg ebenfalls verhältnismäßig günstig. Die Eigentümlichkeit

2 Der Band zu diesem Thema erschien ein Jahr später: Benjamin Conrad: *Loyalitäten, Identitäten und Interessen. Deutsche Parlamentarier im Lettland und Polen der Zwischenkriegszeit.* Mainz, Göttingen 2016.

3 Hans-Christian Maner hat sich früher ebenfalls mit der Geschichte des Parlamentarismus befasst: *Parlamentarismus in Rumänien (1930-1940). Demokratie im autoritären Umfeld.* München 1997.

der Lage ergab sich aus der ständisch orientierten deutschen Oberschicht, die infolge der Agrarreformen ihr vormaliges Gewicht verlor, sowie den russischen imperialen Traditionen und der Anwesenheit einer bedeutenden russischen Minderheit. Die Studie des 2013 verstorbenen Konrad Maier analysiert den komplexen Prozess, im Laufe dessen die Deutschen in Estland von der privilegierten Oberschicht zur nationalen Minderheit wurden, wobei die alten politischen Prägungen und Praktiken teilweise weiterlebten. Die Studie von Svetlana Bogojavlenska beleuchtet anhand der deutschen und russischen Abgeordneten in Lettland sehr gut, von wie vielen Faktoren die Minderheitenpolitik abhing und was für bedeutende Unterschiede es auch zwischen den einzelnen Minderheiten innerhalb eines Landes geben konnte, die die Zusammenarbeit erschwerten. Hektoras Vitkus stellt dar, wie das Bild der Deutschen, die kulturellen Stereotypen der Litauer über die Deutschen die minderheitliche Politisierung beeinflussten.

Der folgende Abschnitt, der sich mit Ostmitteleuropa auseinandersetzt, beginnt mit einer sehr interessanten Analyse aus der Feder von Benjamin Conrad über die Mehrsprachigkeit der Parlamente. Abgesehen von der kurzen Übergangszeit nach dem Ersten Weltkrieg (1918–1920) wurde nur in zwei Ländern, der Tschechoslowakei und Lettland, der Gebrauch mehrerer Sprachen gestattet, ähnlich dem Wiener Reichsrat sowie den tschechischen und mährischen Landtagen vor 1918. Obwohl das tschechoslowakische wie auch das lettische Parlament in dieser Hinsicht Vorbildcharakter hatten, waren die verwendeten Sprachen keineswegs gleichrangig, mehr noch, in Lettland wurde parallel zur internationalen Konsolidierung des Landes der Gebrauch der Minderheitensprachen eingeschränkt. Conrad stellt dar, in welchem Kontext die Minderheitensprachen

gebraucht werden durften, und gelangt zu der Schlussfolgerung, dass die Mehrsprachigkeit wahrscheinlich die Integration der Minderheiten förderte und dazu beitrug, dass in der Region in diesen beiden Ländern der Parlamentarismus und die demokratische Ordnung langfristig erhalten blieben.

Die folgenden beiden Studien beschäftigen sich ebenfalls mit der Tschechoslowakei, untersuchen aber zwei kleinere Gruppen. Jaroslav Šebek analysiert die katholischen Deutschen in der Tschechoslowakei mit besonderer Berücksichtigung der Loyalitätsfrage. Die Katholiken wurden zwar im neuen Staat recht feindselig behandelt, doch versuchten sie mit den tschechischen Politikern zusammenzuarbeiten, um ihre Interessen durchzusetzen. Juliane Brandt untersucht die deutschen Vertreter aus der Slowakei. In der Zwischenkriegszeit konnte weder auf gesamtstaatlicher noch auf der Ebene der Slowakeideutschen ein übergreifendes Identitätskonzept entstehen, so dass wegen der starken regionalen Spaltung divergierende Gruppeninteressen von verschiedenen Parteien vertreten wurden. Brandt geht aufgrund der lokalen deutschen Periodika auch darauf ein, wie die Slowakeideutschen die Rolle des Parlamentes sowie die Tätigkeit ihrer Abgeordneten beurteilten.

Norbert Spannenberger zeigt anhand der Ungarndeutschen auf, wie sich der Rahmen für Minderheitenpolitik in einem sich homogenisierenden Nationalstaat immer mehr verengte. Der Fall Ungarn ist auch deshalb interessant, weil Ungarn infolge der Friedensschlüsse nicht nur zwei Drittel seines Territoriums verlor, sondern etwa ein Drittel der ethnischen Ungarn in den Stand von Minderheiten gelangte, so dass der ungarische Staat einerseits auch diese berücksichtigen musste, andererseits wollten sie in der Hoffnung der Revision die anderen Minderheiten, die auf dem ehemaligen

Staatsgebiet lebten, nicht abschrecken. Trotz alledem versuchten, abgesehen von dem kurzfristigen demokratischen Experiment nach dem Krieg, die ungarischen Regierungen das Trauma mit einer sich intensivierenden Nationalisierungspolitik zu kompensieren. Die Darstellung der Laufbahn Jakob Bleyers, einer der Führungsgestalten der ungarländischen Deutschen, ist sehr lehrreich. Er wurde von einem Nationalitätenminister zu einem der Regierung loyalen Abgeordneten. Als seine politische Laufbahn sich als Sackgasse erwies, radikalisierte er sich und erwartete von Nazideutschland Hilfe. Nach seinem Tod 1933 wurde die von ihm eröffnete Linie verstärkt und 1938 entstand mit der Hilfe Deutschlands der Volksbund der Deutschen in Ungarn. Der Autor stellt sehr gut dar, wie in gewissen Situationen eine Minderheit sowohl für das Vater- als auch für das Mutterland unbequem wird. Der Aufsatz Spannenbergers weicht durch seinen leidenschaftlichen Ton und die Verwendung des Binnennarrativs der deutschen Minderheit von der Gesamtheit des Bandes ab. In der Darstellung der Zustände vor 1918 beruft sich der Autor mehr auf die über hundertjährige Arbeit von Robert William Seton-Watson als auf die neue Fachliteratur. Der Großteil der Parteien im Zeitalter des Dualismus funktionierte als Wahlpartei, zwischen den Wahlen war nur die Gruppe um die Parlamentsfraktion aktiv (S. 184). Bezüglich der Wahlkreise zeigt die neueste Forschung von József Pap,⁴ dass am Anfang des 20. Jahrhunderts der

Anteil der Ungarn in 52,3 und nicht in 75 Prozent der Wahlkreise 50 Prozent überstieg (S. 184).

Der dritte Teil ist den Ländern Süd- und Südosteuropas gewidmet. Es ist zwar verständlich, warum die Herausgeber diese geografische Gruppierung der Aufsätze gewählt haben, doch kommen auf diese Weise die Minderheiten, die 1918 zu einem Land gehörten, in gesonderte Blöcke. Vasile Ciobanu will die rumäniendeutschen Abgeordneten auf der Ebene des politischen Diskurses analysieren. In seiner Studie bietet er eine skizzenhafte Zusammenfassung über die Abgeordneten sowie über bedeutendere Themen, die von diesen diskutiert wurden. Nach dem Ersten Weltkrieg bereiteten die verschiedenartigen regionalen Traditionen nicht nur der rumänischen politischen Elite Kopfzerbrechen, sondern auch der deutschen Minderheit, da sie vorher in vier verschiedenen Ländern gelebt hatten. Ähnlich wie in der Slowakei misslang auch hier die Durchsetzung einer umfassenden Identitätskonzeption anstelle der regionalen Identitäten. Gerald Volkmer versucht unter anderem die regionalen Unterschiede zu greifen und analysiert den regionalen, sozioprofessionellen und politischen Hintergrund der deutschen Abgeordneten aus Siebenbürgen und dem Banat. Die gut organisierten und schon vor 1918 über ernsthafte parlamentarische Erfahrung verfügenden Siebenbürger Sachsen waren deutlich erfolgreicher als die etwas zahlreicheren Banater und hielten die Leitung der deutschen Parlamentsfraktion in fester Hand. Die Traditionen des dualistischen Zeitalters weiterführend, schlossen sie Wahlabkommen mit den Regierungsparteien, wodurch sie zwar angesichts ihrer zahlenmäßigen Proportion wenige, jedoch wesentlich mehr Abgeordnete im Parlament hatten als die zahlenmäßig stärkeren Ungarn.

Zoran Janjetović führt uns ins Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen.

4 József Pap: Kísérlet a magyarországi választókerületek huszadik század eleji etnikai karakterének meghatározására [Versuch zur Bestimmung des ethnischen Charakters der ungarländischen Wahlbezirke am Anfang des 20. Jahrhunderts]. In: idem: Tanulmányok a dualizmus kori magyar parlamentarizmus történetéből [Studien zur Geschichte des ungarischen Parlamentarismus zur Zeit des Dualismus]. Budapest 2014, S. 150.

Die Lage erinnerte in vielem an Rumänien, sowohl in Bezug auf die Vielfalt der deutschen Minderheit als auch auf die Hauptprobleme, nur dass es hier keine den Sachsen vergleichbare dominante Gruppe gab. Im Parlament hatten die Abgeordneten der deutschen Minderheit kein Gewicht, so dass die mit der Regierung geführten vertraulichen Gespräche sich als wirksamer erwiesen, ohne allerdings allzu viel erreichen zu können. Hans Heiss stellt die kurze Geschichte der Dachorganisation der Südtiroler Deutschen, des Deutschen Verbands, dar, da 1929 in Italien politische Parteien verboten wurden. Benahmen sie sich anfangs so, »als wären sie nicht Teil des nationalen Parlaments, sondern die politische Delegation einer auswärtigen, nicht zu Italien gehörigen Nation« (S. 268), versuchten sie später zu kooperieren, obwohl die italienische politische Elite, deren Ziel der Aufbau des einheitlichen homogenen Nationalstaates war, dafür nicht empfänglich war. Das Scheitern versuchten sie durch internationale Zusammenarbeit zu kompensieren.

Schließlich fasst Jan Kusber in seinem Syntheseaufsatz einerseits die Ergebnisse zusammen und zeigt andererseits weitere Forschungsperspektiven auf. Dazu zählt Kusber die Vorerfahrungen der Parlamentarier vor dem Ersten Weltkrieg, die Frage der Parteienfinanzierung, den Antikommunismus als integrierende Kraft, die gegenseitige Wahrnehmung, die »Praktiken der Auseinandersetzungen«, die Identitätsbildungen und damit verbunden die Frage: »welche Rolle spielte der aufsteigende Nationalsozialismus [...] so etwas zu formieren wie ein einheitliches Auslandsdeutschum?« (S. 283). Die Lektüre des Bandes kann den Leser überzeugen, dass es selbst bei diesem scheinbar sehr gründlich erschlossenen Thema noch sehr vieles zu erforschen gibt. Auch die anfänglichen Zweifel, dass die einzelnen Studien das

Thema nicht nach einheitlichen Kriterien behandeln, haben sich als unbegründet erwiesen, weil es dem Band nicht zum Nachteil gereicht, mehr noch, es signalisiert die Vielfalt der Forschungsstandpunkte und -methoden.

Die neuen Grenzziehungen nach dem Ersten Weltkrieg hatten die Lage von Millionen von einem Tag auf den anderen verändert, ein Teil erfuhr die traumatisierende Minderheitensituation, aber in großen Teilen der Region erfuhr auch die Mehrheitsbevölkerung Ungewissheit, Angst und Instabilität. Obwohl die Aufsätze die verschiedenartigen Kontexte beleuchten, in denen die Vertreter der deutschen Minderheiten politisch tätig waren, zeichnen sich trotzdem gewisse gemeinsame Züge und allgemeine Tendenzen ab. Was Ersteres anbelangt, gibt es Unterschiede zwischen den Deutschen, die erst nach dem Ersten Weltkrieg in eine Minderheitensituation gelangten, und jenen, die auch vorher in Diasporasituation gelebt hatten – Letztere konnten sich verständlicherweise reibungsloser in die neuen Staaten integrieren. Andererseits lassen sich auch bedeutende regionale Unterschiede feststellen; und drittens haben offenbar auch die politischen Einrichtungen, die wirtschaftlich-sozialen Zustände, die ethnische Zusammensetzung des Landes die Lage der Minderheiten geprägt. Es wäre gerade deshalb wünschenswert gewesen, der Darstellung der Lage vor 1918 einen größeren Raum zu gewähren. Es entsteht ein sehr interessantes Bild, wenn wir verfolgen, wie entlang der neu gezeichneten Grenzen neue Identitätskonzeptionen erscheinen und wie sich diese zu den vorherigen staatlichen/regionalen Identitäten verhalten, wie an mehreren Orten die Minderheitspolitiker nach dem Vorbild der einheitlichen Nationalstaaten versuchen, eine einheitliche Minderheit zu konstruieren, und – obwohl darauf nur einige der Studien hinweisen – wie

Deutschland zu diesem Homogenisierungsvorgang beitrug.

Als Teil der allgemeinen Demokratisierungstendenzen kam es in den meisten dargestellten Ländern zu umfassenden Agrarreformen, die aber in vielen Fällen (im Band haben wir Hinweise darauf im Falle von Estland und Rumänien) auch gegen die vorher dominierende Positionen innehabenden Minderheiten – in unserem Fall die Deutschen – gerichtet waren, so dass während der Parlamentsdebatte über die Agrarreform alte Resentiments an die Oberfläche traten. Eine weitere Gemeinsamkeit besteht darin, dass weder die schon vorhandenen noch die nach 1918 entstandenen Staaten – hier bildet die Tschechoslowakei eine gewisse Ausnahme – ernsthaft daran dachten, die vielerorts 1918 versprochene Nationalitätenautonomie einzuhalten. Sie betrachteten die internationalen Minderheitenschutzverträge als eine Last, die ihnen aufgezwungen wurde und die ihre Souveränität einschränkte, wobei die meisten der besprochenen Staaten trotz des multiethnischen Charakters sich als Nationalstaaten definierten und die innerhalb ihrer Grenzen lebenden Minderheiten nicht als gleichberechtigt betrachteten. Gleichzeitig rückte die Frage der Loyalität gegenüber den neuen Staaten in den Mittelpunkt, da vornehmlich gegen die Gruppen, die wider ihren Willen in Minderheitssituationen gelangten, häufig der Vorwurf der Illoyalität erhoben wurde. Als trauriges und richtiges Fazit können Konrad Maiers Betrachtungen über die Verabschiedung des estnischen Kulturautonomiegesetzes (1925) betrachtet werden: »Es ist anzunehmen, dass nicht Überzeugungen von der Notwendigkeit eines nationalen Ausgleichs und vor der Gewährung kultureller Autonomie als wesentlicher Bestandteil positiver Minderheitenpolitik [...] ausschlaggebend waren, sondern die Erkenntnis, dass nationale oder poli-

tische Minderheiten für den Fortbestand der Republik ein Gefährdungspotenzial darstellen können.« (S. 73). Von wenigen Ausnahmen abgesehen, gelang es den Abgeordneten der Minderheiten nicht, integrale Teile des politischen Lebens der jeweiligen Länder zu werden, sondern sie waren infolge ihrer marginalen Situation eher »hilflose Marionetten im Spiel der politisch Mächtigen des Landes geworden« (S. 77). Die Abgeordneten der Minderheiten konnten – falls überhaupt – meist durch informelle Beziehungen und Abmachungen etwas erreichen. Die Lage wurde vor allem nach der Macht ergreifung Hitlers in Deutschland 1933 kompliziert. Die deutschen Minderheitsgruppen wurden zu Spielbällen der aggressiven deutschen Außenpolitik, was schließlich zu ihrer Auflösung führte, entweder weil man sie noch während des Krieges umsiedelte oder aber, weil sie nach dem Krieg als Sündenböcke für alle Grauen des Nationalsozialismus herhalten mussten.

Angesichts des interessanten und lehrreichen Bandes können wir nur bedauern, dass das Komparative nicht genug betont wurde, obwohl dessen Potenzial in mehreren Studien aufscheint. Andererseits bereichern die vorliegenden Studien nicht nur die Geschichte des Parlamentarismus der Zwischenkriegszeit, sondern beleuchten auch solche Themen wie Loyalität, Identitätsbildung und Regionalismus. Dadurch entsteht ein komplexes Bild Europas zwischen den beiden Weltkriegen. Der Band versucht gleichzeitig, die traditionellen Stereotypen der Minderheitenforschung wie das Binnennarrativ der Minderheit wie auch die Befangtheit der Mehrheitshistoriografen der Region zu überwinden. Somit können wir Jan Kusber, einem der Herausgeber des Bandes, zustimmen, dass dieser auch zeige, »wie weit sich die Forschung entwickelt und europäisiert hat« (S. 282).

Judit Pál

Norbert Otto Eke (Hg.): Herta Müller-Handbuch. Stuttgart: Metzler Verlag 2017. 287 S.

Im Metzler-Verlag erschien 2017 das bereits seit Längerem angekündigte Handbuch zur rumäniendeutschen Literaturnobelpreisträgerin Herta Müller. Die 1953 im Banat geborene Schriftstellerin hat zweifelsohne ein handbuchwürdiges Werk hervorgebracht – und mit Norbert Otto Eke, der die Forschung zu Müller seit Jahrzehnten dominiert, einen ebenso würdigen Herausgeber gefunden, der mit großer wissenschaftlicher Genauigkeit und hohem ästhetischen Gespür sowohl das Wesen des Werks Herta Müllers als auch die Bedürfnisse der potenziellen Handbuch-Nutzer erkannt und beidem in hohem Maße entsprochen hat.

Die zu Anfang des Handbuchs positionierten Darstellungen des umfangreichen Werkkorpus in all seinen Genres (Prosa und Romane, Lyrik und Collagen, Essays, Reden und Poetikvorlesungen) und deren Details leisten einen ebenso breiten Über- wie tiefen Einblick in das bisherige Gesamtwerk Müllers. Die in einem weiteren Abschnitt eröffneten Kontexte (Geschichte, Zwischen den Sprachen, Zwischen den Literaturen, Autoren) lassen in ihrer Auswahl eine deutliche, wenn auch nur kursorisch geleistete Akzentsetzung zugunsten der politisch motivierten Exilautorin Herta Müller erkennen, die allerdings in ihrem Umfang für manch einen Leser zu breit geraten sein dürfte, aber der literaturhistorischen Verortung durchaus dienlich sein kann.

Intensiver hingegen hätten, jedenfalls aus der Perspektive der Forschung, noch die in Ergänzung der Werkschau so wichtigen Abschnitte »Ästhetische Ordnungen« und »Denkfiguren – Konzeptionen – Begriffe« ausfallen dürfen. In ihnen geht es im Eigentlichen um

die Ästhetik der Werke Herta Müllers, denn wer diese kennt, weiß, dass sie keineswegs mit bloßen Inhaltsangaben zu beschreiben sind. Dem Kapitel »Denkfiguren« ist anzulasten, dass hier eine thematische Auswahl (Grenzen, Körper und Geschlecht, Shoah und Gulag, Tod, Trauma, Glück, Utopie) erfolgt ist, die die aktuelle Forschung zu Müller nur bedingt widerspiegelt. Während die beiden letzten Begriffe motivisch eher abseitig im Werk auftauchen und ihre Relevanz an dieser Stelle eher unklar bleibt, wird der fragwürdigerweise in die Müller-Forschung eingeführte Traumabegriff völlig ohne Diskussion seiner autobiografischen Herleitung, literaturwissenschaftlichen Legitimation und literarischen Plausibilität fortgeschrieben. Zu den »Ästhetischen Ordnungen« und den »Denkfiguren« hätten sich durchaus auch Artikel zu Ideologie, Konvention, Tabu, Schweigen, Bildlichkeit, Objektfixierung, Chiffrierung und Fragmentarisierung gesellen können, die auch allesamt bereits mehrfach und präzise in der Forschung als relevante ästhetische beziehungsweise motivische Strukturen herausgearbeitet worden sind.

Nichtsdestotrotz erfüllt das Werk seinen Zweck des literaturwissenschaftlichen wie historischen Überblicks sowohl für den Erstzugriff als auch für eine Vertiefung in überzeugender Weise und auf hohem Niveau und ist überdies den Erfordernissen dieses einzigartigen Werkes – und dessen besonderer Autorin – gerecht geworden.

Die Verfasserinnen und Verfasser der Handbuch-Artikel sind, und das verwundert auf den ersten Blick durchaus, zu einem guten Teil (jedenfalls bislang) nicht als Müller-Exegeten bekannt. Dies entpuppt sich aber ganz überwiegend nicht als nachteilig, denn bei manch einem der bereits länger in die Herta-Müller-Forschung involvierten Autoren fallen der eigene Geltungsdrang und eine

Tendenz zur Fortschreibung der eigenen Thesen auf, was dem idealerweise neutralen Stil eines Handbuchs nicht immer entspricht.

Der Metzler-Verlag ist mit dem Handbuch zu Herta Müller das Wagnis eingegangen, eine lebende und noch im Schaffensprozess befindliche Autorin zu kanonisieren. Es bleibt sehr zu hoffen, dass Herta Müller selbst sich davon nicht einschüchtern lässt und trotz der intensiven Forschung und der offenkundigen Bemühung des deutschen Literaturbetriebs, sie bereits zu Lebzeiten zu einer unsterblichen Ikone der deutschen Literatur des 21. Jahrhunderts zu machen, nicht davor zurückschreckt, ihrem Œuvre in den kommenden Jahren und Jahrzehnten noch einiges hinzuzufügen, das zahlreiche Neuauflagen und Neuperspektivierungen dieses wichtigen Buches notwendig machen wird. *Christina Rossi*

Mariana Hausleitner: »Viel Mischmasch mitgenommen«. Die Umsiedlungen aus der Bukowina 1940. (Buchreihe der Kommission für Geschichte und Kultur der Deutschen in Südosteuropa, Bd. 43.) Berlin, Boston: De Gruyter/Oldenbourg 2018. 309 S.

Die Osteuropa-Historikerin Mariana Hausleitner genießt seit Langem dank ihrer Untersuchungen zu unbequemen, sogar heiklen oder nur teilweise und einseitig erforschten Themen zur Geschichte der Region einen guten Ruf. Ihre Habilitationsschrift *Die Rumänisierung der Bukowina: Die Durchsetzung des nationalstaatlichen Anspruchs Großrumäniens 1918–1944* (München 2001) hat nicht nur eine Menge archivalischer Lücken in der Dokumentation zur Sache aufgezeigt und gefüllt, sondern gleichzeitig viele Klischees in der Auslegung der Fakten hinterfragt und damit neue Impulse in die Diskussion um die postimperialen Nationalismen im ehemaligen Habsbur-

geraum initiiert. Dasselbe gilt für Hausleitners Buch über *Deutsche und Juden in Bessarabien 1814–1941. Zur Minderheitenpolitik Russlands und Großrumäniens* (München 2005) oder für ihre Teilnahme an der Gestaltung der Ausstellung »Ordnung und Vernichtung. Die Polizei im NS-Staat« (eine Ausstellung der Deutschen Hochschule der Polizei in Münster und des Deutschen Historischen Museums, Berlin, 1. April bis 31. Juli 2011) und des Katalogs (Dresden 2011), was die von ihr entdeckten Inhalte und dadurch empfohlenen Potenziale in den perspektivischen Umdeutungen mancher bisheriger »Selbstverständlichkeiten« der Historiografie des 20. Jahrhunderts betrifft.

Die neueste von Mariana Hausleitner gezeichnete Bucherscheinung setzt diese mutige Art, sich einer von den Osteuropa-Spezialisten (aus welchen Gründen auch immer) wenig beachteten »Materie« anzunehmen, die in diesem Fall zu dem unerschöpflichen Komplex der vom Zweiten Weltkrieg schwer betroffenen Menschenschicksale gehört, fort. Die riesigen Bevölkerungsverschiebungen, die einerseits den ideologisch motivierten Homogenisierungsplänen totalitärer Regimes entsprachen und im Zuge der kriegerischen Handlungen mit mörderischer Härte durchgeführt wurden, hatten – wie bekannt – auch die massiven Vertreibungen der Deutschen aus fast allen Gebieten im Osten und Südosten des Kontinents zur Folge, wo sie seit Jahrhunderten gelebt hatten. Schon kurz nach der Gründung der Bundesrepublik Deutschland wurden diese dramatischen Ereignisse sorgfältig und in allen Einzelheiten dokumentiert – wenn auch manchmal im Dienste politischer Ziele des Kalten Krieges. Dabei wurde öfters im medialen Sprachgebrauch nicht sehr deutlich und historisch korrekt differenziert zwischen der Flucht unter dem Druck feindlicher Truppen oder infolge staatlicher Beschlüsse (wie der Beneš-

Dekrete in der Tschechoslowakei) und den Umsiedlungen deutscher Bevölkerung in den Jahren 1939/40 aus von der Sowjetunion im Einvernehmen mit dem Dritten Reich besetzten Gebieten im Baltikum, Polen, Rumänien, selbst aus dem Königreich Rumänien und sogar aus dem italienischen Südtirol, die von Berlin aus – angeblich auf freiwilliger Basis – organisiert wurden und noch bis 1941 erfolgt sind. Viele der in die östlichen Territorien umgesiedelten Menschen, die spätestens 1945 durch die Rote Armee von der Wehrmacht zurückerobert wurden, teilten das Schicksal der Flucht und der Vertreibung nach Westen unter lebensgefährlichen Bedingungen mit den dort traditionell ansässigen Deutschen; innerhalb von drei bis vier Jahren mussten sie zweimal ihre Wohnsitze wechseln und von Neuem eine soziale Existenz aufbauen. Daher waren sie in der Charta der deutschen Heimatvertriebenen ebenfalls gemeint, die im August 1950 beschlossen wurde und als Grundlage des vom Bundestag 1952 verabschiedeten Lastenausgleichsgesetzes wie auch des Bundesvertriebenen-gesetzes vom Mai 1953 galt, die deren Integration in die bundesrepublikanische Gesellschaft zu ermöglichen hatten.

In dem millionenfachen Drama der Flucht und Vertreibung der Deutschen in Osteuropa ist es kein Wunder, dass die Episode der Umsiedlung der Deutschen aus der Nord- und Südbukowina 1940–1941, von denen sich Anfang der 1950er-Jahre zirka 52.000 in der Bundesrepublik und 8.000 in Österreich befanden, ziemlich unterging. Zwar pflegte die schon 1949 gegründete Landsmannschaft der deutschen Umsiedler aus der Bukowina (seit 1951 Landsmannschaft der Buchenlanddeutschen) eine Erinnerungspolitik, die von ihren Funktionären straff gelenkt und kontrolliert wurde, indem besonders die ideologischen Voraussetzungen der dort unter dem offiziellen, Begeis-

terung signalisierenden Motto »Heim ins Reich!« abgewickelten Umsiedlung unerwähnt bleiben sollten; dagegen durften die noch gut zu verwendenden Parolen der bolschewistischen Gefahr, die als Hauptgrund für die dringliche Umsiedlung 1940 angegeben wurde, sowie das Leid der erzwungenen Flucht vor der Roten Armee aus den neuen Ansiedlungen in Polen oder Böhmen überbetont werden. Das auf diese Weise entstandene Bild beherrschte das offizielle Narrativ, das noch bis Anfang der 1990er-Jahre in den landsmannschaftlichen Darstellungen der Nachkriegsgeschichte überwog, während die Faktenüberlieferungen etwa in den inzwischen erschienenen »Heimatbüchern«, wo auch manches zu Wort kam, was nicht dazu passte – hauptsächlich die enttäuschenden Erfahrungen der Umsiedler in der »alt-neuen« Heimat – eher verdrängt wurden. Eine erste historiografische Untersuchung über die Umsiedlungen aus dem rumänischen Raum 1940 bot Dirk Jachomowskis Dissertation aus dem Jahre 1984: *Die Umsiedlung der Bessarabien-, Bukowina- und Dobrudschadeutschen. Von der Volksgruppe in Rumänien zur »Siedlungsbrücke« an der Reichsgrenze* (München 1984), in der es aber dem Autor trotz Korrekturen in der etablierten »Erzählung« nicht gelang, die wichtigsten Archivquellen hinter dem Eisernen Vorhang zu verwenden, wobei auch die zugänglichen Dokumente im Westen nicht vollständig ausgeschöpft wurden. Erst nachdem man in den 1990er-Jahren ein gewisses Informationsmonopol der Aussiedlerorganisationen hinsichtlich der Vorkriegs-Vergangenheit der jeweiligen »Volksgruppen« in Frage zu stellen begann, wurden unter anderem die NS-Verwicklungen nach 1933 und die enge Zusammenarbeit mit den Stellen im Dritten Reich, die für die Aufsicht über die »Auslandsdeutschen« verantwortlich waren, nicht mehr verschwiegen. Gerade an dem neu erforschten Interes-

se verschiedener Institutionen in Nazi-Deutschland für die Geschicke der deutschen Minderheit in Rumänien knüpfte Mariana Hausleitner an: Es leuchtete ein, dass es schon 1939, als Hitler selbst von den »nicht haltbaren Splittern des deutschen Volkstums« in Osteuropa sprach, Pläne einer groß angelegten Umsiedlung von Teilen der deutschen Bevölkerung in Rumänien gab, sei es, um der sich im Aufschwung befindenden deutschen Wirtschaft billige Arbeitskräfte zu liefern, sei es – laut dem Plan Himmlers aus dem Jahr 1940 zur »Festigung des deutschen Lebensraumes« – um »Arier« anstelle von zu vertreibenden Juden und Slawen nach Polen und ganz Osteuropa zu holen. Eine ganze Reihe von Problemen hat die Autorin dabei aufgelistet, deren Beantwortung sie letzten Endes das vorliegende Buch widmete.

Das erste und unserer Meinung nach das wichtigste Ergebnis der von Mariana Hausleitner groß angelegten Ermittlung aller möglichen Archivalien und Zeugnisse hinsichtlich der 1940 bis 1941 geschehenen Umsiedlung der Bukowina-Deutschen ist die durchaus revidierte Vorstellung sowohl von deren tieferen Motivationen als auch der nicht selten verheerenden Konsequenzen für die »Objekte« dieser Aktion, die einfachen Menschen, die sich von den propagandistischen Versprechungen verbesserter Lebensumstände im Reich täuschen ließen. Die ersten Berliner Überlegungen zu einer kollektiven Umsiedlung der »Volksdeutschen« aus der Bukowina liefen parallel zu der 1938 gestarteten Anwerbung junger Menschen, vorgeblich als Arbeitskräfte, insgeheim aber als Rekruten für die Waffen-SS in Deutschland; eine ziemlich frühe Initiative eines deutschstämmigen Physikdozenten an der Universität Czernowitz (rum. Cernăuți, ukr. Tscherniwzi), Herbert Mayer, die die genaue Erfassung deutscher Bewohner von Bukowiner Ortschaften in einem »Volkskataster« vorsah, wur-

de aus Deutschland finanziell gefördert gerade angesichts derartiger Pläne. Dabei fällt von vornherein die Kaltblütigkeit auf, mit der solche Projekte, deren politische Tragweite eng mit den wirtschaftlichen Zielen verflochten war, die Menschen, die es betraf, einfach als manipulierbare Masse behandelten. Der Widerstand der traditionellen Führungsschicht der Deutschen in Südtirol, mit denen man 1939 ein erstes kollektives Umsiedlungsexperiment vornahm, das einerseits die Beziehung zu Mussolinis Italien entspannen sollte, aber auch die völlige »Germanisierung« Kärntens durch die Ansiedlung von Südtirolern parallel zur Vertreibung der Slowenen berücksichtigte, wurde von den Schaltstellen im Reich völlig ignoriert. In der Bukowina war ihre Aufgabe viel leichter, da mehrere Jahre zuvor die hiesige konservative Spitze durch willfährige lokale Nazis im Machtgefüge der »Volksgruppe« ersetzt worden war. Mariana Hausleitner verfolgt den Prozess der wachsenden Einflussnahme von radikalen, ins Fahrwasser des Nationalsozialismus geratenen Aktivistinnen im Dienste reichsdeutscher Interessen, die während der Anbahnung der Umsiedlung mit der rassistisch-biologischen Argumentation reichlich hantierten. Die Autorin stellt allerdings fest, dass am Tage des sowjetischen Ultimatums an Rumänien zur Räumung der Nordbukowina und Bessarabiens innerhalb kürzester Zeit die Aktion der »Umsetzung« der Bukowinadeutschen ins Reich vollständig vorbereitet war. Diese verlief dann in der Nordbukowina nach dem schon erprobten Modell der Umsiedlungen aus dem von der Sowjetunion besetzten Ostpolen; in der Südbukowina funktionierte es noch einfacher dank des Entgegenkommens der rumänischen Behörden, die mit der dortigen Ansiedlung rumänischer Flüchtlinge aus den verlorenen Gebieten im Westen und Osten rechneten.

In dem umfangreichen Kapitel, das das Alltagsdasein der Bukowiner Umsiedler

im Reich behandelt, rückt der bürokratisch gleichgültige Umgang der SS-Stellen, die mit deren Aufnahme und Verteilung betraut waren, mit den ihnen völlig ausgelieferten Menschen erst recht in den Mittelpunkt. Ihre Unterbringung – für Monate und manchmal Jahre – in streng überwachten Barackenlagern, in denen mangelnde Unterwürfigkeit bestraft wurde und die auch als Zentren der NS-Indoktrinierung dienten, das »Selektionsverfahren« nach rassistischen Kriterien, die Trennung von Eltern und Kindern, die brutale Haltung gegenüber den aus Mischehen entstandenen Familien und die Diskriminierung der Kranken und Behinderten, die absichtliche Auflösung der einstigen Gemeinden bei der Neuansiedlung, um das alte Identitätsgefühl zu tilgen, die strenge Kontrolle über das Leben der Umsiedler nach dem Verlassen der Lager dokumentierten ein Verhalten, das nicht nur weitgehend menschenverachtend war, sondern in der alltäglichen Machtausübung gegenüber »Volksgenossen« jenen Zynismus offenbarte, der von den skrupellosen Vorstellungen des *social engineering* im Sinne der rassistisch-eugenischen Pläne einer Umgestaltung des Raumes und der Bevölkerung in Osteuropa genährt war. Die Autorin hält sich stets an die Informationen, die ihr die Archive lieferten; die Akkumulation der dargestellten Fakten, deren Erzählung keinesfalls ins Pathetische abgeleitet, wirkt dennoch auf den fachkundigen Leser erschütternd, umso mehr, wenn über die von der Umsiedlung der Deutschen unmittelbar Betroffenen – die von ihren Höfen und Häusern vertriebenen Menschen: Juden, Polen, Franzosen, Slowenen, die »Platz« für die Neuankömmlinge machen mussten und ihnen manchmal als Dienerschaft zugeteilt wurden – berichtet wird. Die dadurch entstandene Gewaltspirale führte zwangsläufig zur nächsten Episode: Der Vormarsch der Sowjets im Osten und der Westalliierten im Westen wie auch in

manchen Gebieten der Druck der Partisanen zwang die Leute zur überstürzten Flucht, wobei »geordnete« Evakuierungen oft nicht mehr durchgeführt werden konnten, so dass sie Plünderungen und Vergewaltigungen, der bloßen Rachsucht der Einheimischen, Gefangenschaft oder der verordneten Vertreibung ausgesetzt waren. Am Ende standen sie – von ihren ehemaligen Eliten verraten – vor der ökonomischen Misere und dem gesellschaftlichen Bann, ohnmächtig und hilflos. Auf die Rückkehrer nach Rumänien oder in die Sowjetunion wartete ebenfalls ein unglückliches Los: Manche wurden nach Zentralasien deportiert, andere in die Sowjetische Besatzungszone, die spätere DDR, abgeschoben, wenige konnten sich – in der Südbukowina – an die neuen Verhältnisse anpassen.

Mariana Hausleitner erklärt das lange Schweigen über diese lebenszerstörende Erfahrung der Umsiedlung der Deutschen aus der Bukowina dadurch, dass diejenigen, die zu Hauptakteuren in der Nachkriegs-Landsmannschaft wurden und deren kollektive »Erinnerung« bestimmten, sich selbst unter jenen Personen befanden, die sich (mehr oder weniger) im Auftrag verschiedener politischer oder sogar nachrichtendienstlicher Institutionen im Dritten Reich für die Bewerksstellung dieser vermeintlich freiwilligen Migration ihrer Landsleute engagierten. Die bundesrepublikanischen Karrieren eines Herbert Mayer, Rudolf Wagner, Franz Kopecki, Erich Prokopowitsch und anderer, die selbst auf verschwiegenen Einzelheiten aus ihren Lebensläufen aufgebaut waren, stellten allerdings keine Ausnahmen in den 1950er- und 1960er-Jahren dar, als schillernde Figuren wie Theodor Oberländer, ehemaliger Anwerber von nationalistischen Ukrainern im Kampf gegen die Sowjetunion, einen Regierungsposten in Bonn innehaben durfte oder Fritz Valjavec, der schon 1940/41 rassistische Untersuchungen über

die Deutschen in Südosteuropa für die SS verfasste, zum Professor an der Universität München berufen wurde; dagegen weist die Autorin auf das düstere Schicksal des ehemaligen deutschen Konsuls Fritz Schellhorn in Czernowitz hin, der eine wichtige Rolle bei der Rettung eines Teils der Czernowitzer Juden vor der Deportation nach Transnistrien durch Unterstützung des Bürgermeisters Traian Popovici gespielt habe – er verbrachte zehn Jahre in sowjetischen Gefängnissen und kehrte gebrochen in die Bundesrepublik zurück, wo man ihn schlicht ignorierte.

Mariana Hausleitners Buch kann mit den Tabus der »verordneten Interpretation« der Geschehnisse brechen, wie sie Jahrzehnte von den Vertretern der Bukowiner Umsiedler und Aussiedler gepflegt wurde, auch weil die öffentliche Bereitschaft, darüber offen zu debattieren, im heutigen Deutschland und Österreich günstiger ist als in Rumänien oder der Ukraine. Dabei bietet diese historiografisch exemplarische Erforschung eines gesellschaftlichen Umsturzes von der Dimension der kollektiven Auflösung einer sprachlich-kulturellen Gemeinschaft auch Anhaltspunkte für Themen, derer sich die Geschichtsschreibung in den Ländern, die sich heute die historische Bukowina aufteilen, annehmen könnten: unter anderem die Repatriierung jener Personen, Rumänen und Nichtrumänen, nach Rumänien, die in der von den Sowjets besetzten Nordbukowina als politisch gefährdet galten (unter ihnen auch viele Mitglieder der Eisernen Garde) und durch den Einsatz des Konsuls Schellhorn zusammen mit den deutschen Umsiedlern »exfiltriert« werden konnten (ein Thema mit vielen Facetten, wie zum Beispiel die Tatsache, dass die »rassisch« gemischte Zusammensetzung dieser Gruppe sowohl für die deutsche als auch für die rumänische Seite einen Grund bildete, im Namen der jeweils erstrebten ethnischen Homogenisierung

ihre Aufnahme wie auch ihre Rückkehr zu verweigern beziehungsweise nur teilweise zu akzeptieren), oder der Versuch der radikal-nationalistischen und extrem judenfeindlichen ukrainischen Fraktionen, die von verschiedenen deutschen Kreisen (um Alfred Rosenberg, aber auch um Canaris' Abwehrleute und ebenso um die SS, für die Fritz Valjavec arbeitete) unterstützt wurden, nach 1941 Einfluss in der Bukowina-Region gegen den Widerstand der rumänischen Behörden zu nehmen, die im Gegenzug Pläne für die Vertreibung der einheimischen Ukrainer nach Transnistrien schmiedeten.

Dieses und viel mehr an Erneuerungsvermögen hinsichtlich der Erörterung vieler noch unerforschter Aspekte in der vielschichtigen Geschichte des Zweiten Weltkriegs und seiner Folgen steckt hinter dieser frischen Publikation von Mariana Hausleitner!⁵ *Andrei Corbea-Hoişie*

5 This work was supported by a grant of the Romanian National Authority for Scientific Research, CNCS – UEFISCDI, project number PN-III-P-4-ID-PCCF-2016-0131.

Christine Magerski: Imperiale Welten. Literatur und politische Theorie am Beispiel Habsburg. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft 2018. 125 S.

Dieses feine kleine Büchlein ist quasi ein Nebenprodukt des vom kroatischen Wissenschaftsfonds geförderten Forschungsprojekts »Postimperiale Narrative in den zentraleuropäischen Literaturen der Moderne« (2016–2019) an der Universität Zagreb, an der auch die Autorin Germanistik lehrt. Sie hat sich zum Ziel gesetzt, die Einsatzmöglichkeiten der breit rezipierten Imperien-Theorie des Berliner Politikwissenschaftlers Herfried Münkler¹ in Hinblick auf die deutschsprachigen

1 Vgl. Herfried Münkler: Imperien. Die Logik der Weltherrschaft – vom Alten Rom bis zu den Vereinigten Staaten. Berlin 2005.

Literaturen und Autoren der Habsburger Monarchie sowie ihre Nachwirkungen zu demonstrieren. Dies ist auf den ersten Blick widersprüchlich, da Münkler – wie auch Magerski einräumt (S. 12) – Österreich-Ungarn nicht als »Imperium«, sondern als »Großreich« versteht.² Die kleine Beugung der Lehre des Vordenkers aus Berlin erweist sich freilich als durchaus produktives »Theoriedesign« (S. 7), dessen Einsatz in fünf relativ kurzen Abschnitten vorexerziert wird.

So widmet sich das erste Kapitel (S. 12–29) der Theorie selbst in einer fruchtbaren Zusammenschau mit Mythenforschung und Narratologie, wobei sich der Kurzschluss von Münklers These von der imperialen »Mission«³ (die jedes Reich habe, vgl. S. 14ff.) mit Claudio Magris' Habsburgischem Mythos und Ernst Cassirers »symbolischen Formen« als heuristisch fruchtbar erweist. Das zweite Kapitel fokussiert auf den postimperialen Roman (S. 30–49), das dritte auf Habsburg als »Erfahrungsraum und Erwartungshorizont« (S. 50–68), das vierte auf das Begriffspaar »Zentrum – Peripherie« (die mit Münkler überzeugend als wechselseitig abhängige Dyade vorgeführt wird, vgl. S. 69–97); das fünfte schließlich gilt dem Untergang (»Der Erste Weltkrieg als geschichtsphilosophisches Lehrstück«, S. 98–117). Als – durchwegs kanonisches – Untersuchungskorpus dienen im Wesentlichen Werke von Robert Musil und Joseph Roth.

Im Großen und Ganzen wirkt diese Leistungsschau der Applikabilität Münklers auf jene Texte und ihre Entstehungsumstände einleuchtend, ja erhellend. Bedenken wecken lediglich die Passagen, in denen die Autorin Münklers Theorien doch etwas unkritisch wiedergibt, zum

Beispiel, wenn diese in die Nähe einer pessimistischen Geschichtsteleologie à la Oswald Spengler rücken oder etwa mit einem unreflektierten Begriff der »Balkanisierung«⁴ (S. 27, S. 113) quasi von oben herab aufwarten – was eigentlich gerade den Einwand einer in Kroatien lebenden Forscherin erregen müsste. Auffallend sind auch gewisse Lücken in der Nutzung von Sekundärliteratur: Diese ist entweder etliche Jahrzehnte alt oder ziemlich rezent, mit wenig dazwischen, und zudem – angesichts des altösterreichischen Untersuchungsgegenstands – doch etwas deutschlandlastig. Das größte Manko ist freilich, dass auf vorangegangene oder parallele Theoriebildungen wie Edward Saids Trend setzendes Buch *Culture and Imperialism* (1993), in dem dieser etwa die imperial-staatstragende Funktion des britischen Romans betont, kaum bis gar nicht eingegangen wird (vgl. S. 13, S. 35), ebenso wie andere Theoretiker der Imperial Studies und neuere Historiografie eher außen vor bleiben mussten (?) – zum Beispiel Pieter M. Judsons vorzügliches Werk *The Habsburg Empire. A New History* (Cambridge, MA 2016) oder Steven Bellers *The Habsburg Monarchy 1815–1918* (Cambridge, UK 2018).

Fazit: ein beeindruckender Abriss der Anwendungsmöglichkeiten von Münklers Imperium-Theorie(n) als Analyserwerkzeug für (post-)habsburgische Literatur, der aber schlichtweg zu kurz geraten ist; einiges (siehe oben) bedürfte deutlich der näheren Ausführung (abgesehen davon, dass auch eine komparatistische Weitung des Fokus spannend gewesen wäre). Zudem ist es, wie gesagt, wirklich schade, dass die Parallelaktion der Autorin existierende Forschung teilweise ignoriert (zum Beispiel die zahlreichen Sammelbände des informellen

² Ebenda, S. 20–22.

³ Herfried Münkler: Imperien und Imperialismus. In: *Docupedia-Zeitgeschichte*, 10.2.2010, S. 8.

⁴ Münkler: Imperien, S. 12.

Netzwerks »Kakanien revisited«⁵⁾ und vor allem auf dem postkolonialen Auge eher blind geblieben ist, etwa für Hegemonie-Konzepte. Bedauerlich ist auch, dass das kroatische Forschungsprojekt, aus dem die Publikation offenkundig hervorgegangen ist, in seinem Ziel und seinen Ergebnissen nicht näher bestimmt wird – gäbe es doch in diesem Rahmen sicher weitere interessante Publikationen für die Leserschaft zu entdecken. Eine erweiterte zweite Auflage von Magerskis etwas überhastetem, aber trotzdem lesenswertem Buch könnte indes all die kleinen Unzulänglichkeiten beheben und daraus eine wirklich großartige Monografie machen. *Clemens Ruthner*

Aneta Stojić, Anita Pavić Pintarić (Hgg.): Kroatiens Küste im Lichte der Habsburgermonarchie. (Transkulturelle Forschungen an den Österreich-Bibliotheken im Ausland, Bd. 16.) Wien: new academic press 2017. 354 S.

Wenn man einen durchschnittlichen Geschichtskenner über österreichische und deutsche kulturelle Einflüsse auf dem kroatischen Gebiet fragen würde, würde der erste Gedanke wahrscheinlich nicht Dalmatien und Istrien gelten. Dabei könnten das Kroatisch-slawonische Königreich und die vierhundertjährige Herrschaft der Habsburgermonarchie, die Militärgrenze oder die in die südöstlichen Teile der Monarchie – Slawonien und Syrmien – während des 18. und 19. Jahrhunderts planmäßig angesiedelte deutsche Bevölkerung erwähnt werden. Das wäre freilich eine unvollständige Antwort, denn die Habsburgermonarchie hinterließ zahlreiche Anzeichen

ihrer früheren Anwesenheit in Dalmatien, Istrien und der Kvarnerbucht. Davon zeugt die vorliegende Publikation.

Der in der Buchreihe *Transkulturelle Forschungen an den Österreich-Bibliotheken im Ausland* im Jahre 2017 erschienene Band versucht laut den Worten der Herausgeberinnen Aneta Stojić und Anita Pavić Pintarić, »die jahrhundertelangen rechtsstaatlichen und soziokulturellen Verbindungen zwischen Kroatiens Küste und Österreich zu beleuchten«. Unter der Leitung der zwei jüngsten Österreich-Bibliotheken in Kroatien, Zadar und Rijeka (dt. Sankt Veit am Flaum; ital. und ung. Fiume), wurde ein multidisziplinäres Team von Wissenschaftlern und Wissenschaftlerinnen zusammengebracht, um den Spuren der kroatisch-österreichischen Beziehungen nachzugehen.

Obwohl es zahlreiche wissenschaftliche Arbeiten zu diesem Thema gibt, stellt diese Publikation einen wichtigen Versuch dar, die Adriaküste in der Zeit der habsburgischen Herrschaft unter verschiedenen Aspekten zu erforschen und die Wechselwirkungen zwischen der österreichischen Verwaltung und der Bevölkerung an der östlichen Adriaküste zu erörtern.

Das Buch enthält neben der Einleitung 16 interdisziplinäre Beiträge, die in vier Themenbereiche eingeteilt sind. In der Einleitung schildern die Herausgeberinnen historische und soziokulturelle Rahmenbedingungen, die die kroatische Adriaküste zum Kontaktraum zwischen Mitteleuropa und Mittelmeer machten. Ein besonderer Akzent wird auf deutsch-kroatische kulturelle und sprachliche Kontakte und Einflüsse gelegt; dies wird am Beispiel der geografischen und sprachlichen Gegebenheiten mittels Toponymen und anthropogeografischen Quellen an der östlichen Adriaküste illustriert.

Der erste Teil des Buches umfasst drei Beiträge, die einen Überblick über die geschichtlichen Begebenheiten in drei kroatischen Regionen an der Adriaküste

5 So wurden innerhalb des erwähnten Forschungsnetzwerks seit Jahren immer Texte von Joseph Roth einschlägig untersucht bzw. fand eine umfangreiche und fruchtbare Theoriediskussion der Begriffe postkolonial vs. postimperial statt, auf die m. E. einzugehen wäre.

te (Istrien, Rijeka mit der Kvarnerbucht und Dalmatien) unter österreichischer Herrschaft bieten. Im Fokus dieser Beiträge steht die politische Geschichte dieser Gebiete nach dem Niedergang der Republik von Venedig Ende des 18. Jahrhunderts. Damals fielen Dalmatien und das kroatische Küstenland unter österreichische Herrschaft, die 1805 endete. Danach kam das zehnjährige französische Interregnum, dem die so genannte zweite österreichische Herrschaft folgte. Diese dauerte bis zum Jahr 1918. Jedes der genannten adriatischen Gebiete wies spezifische Merkmale in Bezug auf Verwaltung, Gesellschaftsstruktur, Bevölkerungszahl, Wirtschaft und kulturelle Entwicklung auf.

Ein Teil des inneren Istriens fiel noch im 14. Jahrhundert an die Habsburger. Gerade um diese lang anhaltende Herrschaft in der Grafschaft Mitterburg (kr. Pazin) und die Verbreitung der Reformation im österreichischen Istrien geht es im Text von Maja Ćutić Gorup. Die Autorin hebt den positiven Einfluss, den die Reformation auf den Druck von kirchenslawischen liturgischen Büchern hatte, hervor. Dabei wird auch die Rolle des gegenreformatorischen Wirkens der Habsburger Herrschaft mit Hilfe der Katholischen Kirche in der Zurückdrängung der Reformation in Istrien apostrophiert. Aus zwei weiteren Beiträgen erfährt man, dass Österreich einen starken politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Einfluss auf die Stadt Rijeka und ihre Umgebung ausübte (Andrea Roknić Bežanić und Markus Leideck) und dass Dalmatien, wie es bei Marko Trogrlić steht, »innerhalb der Habsburgermonarchie stets eine peripher gelegene Provinz, deren Verwaltung mit strukturellen Schwächen zu kämpfen hatte« (S. 85), war, obwohl die habsburgische Verwaltung bemerkenswerte Modernisierungsschübe in Dalmatien bewirkte.

Der Schwerpunkt der Beiträge im zweiten und umfangreichsten Teil liegt

auf der Untersuchung der Modernisierungstendenzen, die während der österreichischen Verwaltung an der kroatischen Adriaküste zu beobachten waren. Es wird ein breites Spektrum der Lebensbereiche in Dalmatien, Istrien und im Kvarnergebiet behandelt, darunter das Rechtssystem, territoriale Verwaltungsformen und die Anwendung des österreichischen Rechts (Budislav Vukas Jr.), dann das Schul- und Bildungswesen (Ante Bralić), die sehr rege kartografische Tätigkeit (Josip Faričić), das Schiffrouten-System und Segelhandbücher (Mitahad Kozličić, Claudio Rotunno) sowie das Agrarsystem und sozioökonomische Verhältnisse (Peter Jordan). Aus all diesen Texten geht hervor, dass Gebiete an der östlichen Adriaküste während der hundertjährigen venezianischen Herrschaft vernachlässigt waren und Anzeichen der Rückständigkeit aufwiesen. Die zwei Perioden der österreichischen Herrschaft und die kurzlebige französische Regierung werden von den meisten Autoren und Autorinnen als jene Regierungszeit bezeichnet, in der man die Reform der Verwaltung, des Gerichtswesens, des Schulwesens und der Wirtschaft einzuführen bestrebt war und den langwierigen Prozess der Modernisierung startete.

In diesem Teil des Buches wird eine Vielfalt von Informationen geboten, die die Aktivitäten der österreichischen Regierung zur Bewertung der Gebietsressourcen und zur Modernisierung der dortigen Gesellschaft veranschaulichen. Da der Erfolg jeder Gesellschaftsreform eng mit einer erfolgreichen Bildungsreform verbunden ist, sollte bei der Bewertung der in diesen Gebieten unternommenen Modernisierungsprozesse auch das allgemeine Bildungsniveau einbezogen werden. Aus diesem Grund verdienen zwei Texte besondere Beachtung, weil sie nicht nur die Auswirkungen der Reformen in Dalmatien und im Kvarnergebiet erläutern, sondern auch die Gründe für

den Rückstand dieser Gebiete im Vergleich zu anderen Teilen der Habsburgermonarchie herauszufinden versuchen.

In dem gut dokumentierten, aber etwas zu umfangreichen Text über das Schulwesen begründet Bralić potenzielle Ursachen der schwächsten Ergebnisse im Bildungszugang in den Gebieten mit mehrheitlich kroatischer Bevölkerung innerhalb des österreichischen Teils der Monarchie (S. 103–139). Diese sollten in scharfer Trennung zwischen Küstenstädten und Hinterland liegen, wobei die städtische Elite in ihrer Umgebung nur eine Ressource zum Gewinn des Kapitals sah und ihr Interesse nicht in der Modernisierung des dalmatinischen Dorfes und der Ausbildung seiner Bewohner fand. In Dalmatien, so Bralić, stellte die Stadt keinen Modernisierungsmittelpunkt dar, wie es in vielen west- und mitteleuropäischen Städten der Fall war. Neben dem niedrigen Bildungsniveau dieser adriatischen Regionen ist in diesem Kontext auch die schlechte Wirtschaftslage als unüberwindbares Problem zu nennen. Wie Jordan in seiner Analyse der sozio-ökonomischen Verhältnisse im Kvarnergebiet betont, wies die nordadriatische Wirtschaft während des ganzen 19. Jahrhunderts Strukturmerkmale einer Agrargesellschaft auf, welche schon in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erste Anzeichen des Verfalls zeigte. Es hat sich nämlich laut Jordan in Istrien und auf den Kvarnerinseln wegen des Ausbleibens einer Agrarreform ein Agrarsystem erhalten, das feudale Besitzverhältnisse (Kolonat) aufwies. Das Kolonatsystem, das auf dem Vertrag zwischen Grundherrn und besitzlosen Bauern (Kolonen) beruht und in erster Linie der Eigenversorgung der ländlichen Bevölkerung und der Versorgung eines regionalen Marktes diente (S. 184f.), hielt lange an und verhinderte eine schnellere Anbindung an eine in anderen Teilen der Monarchie entwickelte Marktwirtschaft. Dieses

Verhältnis führte zu demografischen und wirtschaftlichen Konsequenzen. Erst um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert kam es zu Veränderungen der traditionellen Wirtschaftszweige, was die Voraussetzungen für den Tourismus schuf. Die Entwicklung des Tourismus war eines der wichtigsten Ergebnisse der österreichischen Verwaltung an der östlichen Adria.

Kulturelles Leben und interkulturelle Begegnungen werden im dritten Teil des Sammelbandes anhand zahlreicher Beispiele geschildert, darunter die Tourismusentwicklung in Istrien, das Wirken der bildenden Künstler aus Wien und Prag, die Gründung der Kulturvereine und Bildungsinstitutionen in Zadar, deutschsprachiges Pressewesen und Publikationstätigkeit sowie die Nationalisierung der Kulturlandschaft durch die Betrachtung des Verdi-Denkmal in Triest.

Der vierte Teil ist dem Archivgut und historischen Quellen, die die Erforschung der Herrschaft der Habsburgermonarchie in Dalmatien ermöglichen, gewidmet.

Abschließend ist hervorzuheben, dass die in dieser Publikation enthaltenen Texte einen guten Einblick in die Verwaltungstechnischen, politischen, bildungsbezogenen, wirtschaftlichen, rechtlichen und kulturellen Gegebenheiten in Istrien und Dalmatien während der beiden österreichischen Herrschaftsperioden geben. Fast jeder Text in den ersten beiden Themenbereichen fängt mit der Schilderung allgemeiner historischer Bedingungen an, die zum Herrschaftswechsel in den östlichen Adriagebieten geführt hatten. Diese Wiederholungen könnten auf jene Leser, die diese Aufsatzsammlung in Gänze durchlesen möchten, ein bisschen unerfreulich wirken. Obwohl während der hundertjährigen österreichischen Herrschaft in Dalmatien große positive Entwicklungen zu verzeichnen

waren, blieb es dennoch hinter anderen Provinzen des österreichischen Teils der Monarchie zurück, und die Worte des österreichischen Publizisten Hermann Bahr von 1909 zeugen malerisch von der Beziehung Österreichs zu Dalmatien: »Das ist die berühmte Riva von Zara, der Stolz der österreichischen Verwaltung. Sie hat den Zweck, die alte Stadt Zara zu verstecken. Hinter ihr ist die alte Stadt Zara. Vor der alten Stadt ist eine österreichische Wand aufgestellt. Hinter der österreichischen Wand fängt der Orient an, unsere Zeit hört auf. So kann man sagen, dass diese Riva ihren Ruhm verdient, weil sie das Symbol unserer Verwaltung in Dalmatien ist« (S. 225).

Sanja Lazanin

Ágnes Tóth (Hg.): Quellen zur Geschichte der Deutschen in Ungarn 1944–1953 / Dokumentumok a magyarországi németek történetéhez 1944–1953. Budapest: Argumentum 2018. 1423 S.

Die hier anzuzeigende Edition deckt jene Zeitphase ab, in der der Einmarsch der Roten Armee am Ende des Zweiten Weltkrieges, die Verschleppung zum Arbeits-einsatz in die Sowjetunion und die Vertreibung etwa der Hälfte der Angehörigen der deutschen nationalen Minderheit tiefgreifende Rupturen nicht nur für die Betroffenen in Ungarn, sondern für ganz Mitteleuropa zur Folge hatten. Die Herausgeberin Ágnes Tóth hat aus 94 verschiedenen Archivbestandsgruppen in Ungarn Quellen zusammengetragen, den größten Teil aus dem Staatsarchiv des Ungarischen Nationalarchivs, aus Beständen der »Obersten Organe der Staatsverwaltung« sowie aus den Archivbeständen einzelner Komitate im Ungarischen Nationalarchiv. Dazu kommen mehrere kirchliche Archive verschiedener Konfessionen, insbesondere Dokumente des Evangelischen Landesarchivs und der katholischen Bistümer Szeged

und Stuhlweißenburg. Auch die Überlieferung der politischen Parteien im Archiv des Instituts für Politikgeschichte wurde berücksichtigt, ebenso das Archiv der Staatssicherheitsdienste. Insgesamt handelt es sich um 387 Dokumente, zumeist Verwaltungsschriftgut (Anträge, Eingaben, Stellungnahmen, Protokolle, Verordnungen etc.), Denkschriften; auch einige persönlich gehaltene Berichte sowie familiäre Privatbriefe lassen sich finden. Den Dokumenttexten sind jeweils kurze Materialbeschreibungen und Herkunftsangaben sowie ungarische und deutschsprachige Regesten beigegeben.

Das Werk wird durch ein umfangreiches Personenregister, ein ungarisch- und deutschsprachiges Ortsregister, ein Verzeichnis der bearbeiteten Archive und insbesondere durch ein vollständiges Dokumentenregister in seiner Benutzbarkeit wesentlich aufgewertet. Eine Auswahlbibliografie mit insgesamt etwa 500 ungarisch- und deutschsprachigen Titeln komplettiert den Anhang.

Gemäß der Profession des Rezensenten erfolgt die Besprechung dieses Werkes hier insbesondere aus einem europäisch-ethnologischen Blickwinkel. Evident erscheint eine solche Perspektive in mehrerlei Hinsicht; einige markante Anhaltspunkte seien im Folgenden aufgeführt: Immer wieder zieht sich durch die Akten und Berichte zur Zwangsaus-siedlung (ung. kitelepítés) ein Konflikt um die Interpretation der Daten der Volkszählung 1941, weil die Fragen nach »Muttersprache« und nach »Nationalität« (also nach der eigenen ethnischen Zuordnung) getrennt gestellt worden waren und auch unterschiedlich beantwortet werden konnten. Daraus ergaben sich Fehlinterpretationen bei der Auswahl derjenigen Personen, die einerseits als staatstreue Ungarndeutsche zu gelten hatten und deshalb im Land bleiben sollten, andererseits als unzuverlässige Deut-

sche aus Ungarn ausgewiesen werden sollten. Mit anderen Worten: Hier ist die ethnologische Grundsatzfrage berührt, welche Kriterien bei der Bestimmung der Zugehörigkeit zu einer bestimmten nationalen Minderheit beziehungsweise zu einer ethnischen Gruppe produktiv sind und welche nicht – und wer auf welche Weise einen Fragebogen unter welchen Umständen »richtig« ausfüllt? Was ist in welcher Situation eine »richtige« Angabe? (Sehr aufschlussreich auf S. 480 [Bericht an den sowjetischen Gesandten, Dezember 1945]; S. 594 [Statistisches Zentralamt, Kommentar zu Volkszählungsdaten, Januar 1946] oder S. 394–397 [zum Problem, wer »Muttersprachler« sind] sowie S. 494–498 [Denkschrift István Bibó zum Problem der »Kollektivschul«, Dezember 1945]).

Der ganz praktische Zuschnitt des Problems konnte dann auf lokaler Ebene gleichsam brennend werden: Amtspersonen (etwa die Gemeindevorstände) hatten nach eigenem Gutdünken unzutreffende Angaben über die Muttersprache von Bürgern ihres Zuständigkeitsbereichs gemacht.

Manchmal benötigte man vor Ort einfache Wohnungen für diejenigen ethnischen Ungarn, die aus der ČSSR (vor allem aus der Slowakei) und aus der Region Bukowina ebenfalls zwangsweise ausgesiedelt wurden und in Ungarn angesiedelt werden mussten – dazu konnten etwa Häuser auszusiedelnder »Schwaben« Verwendung finden.¹ Ganz anders gear- tet waren die Fragen des Bleibens oder Gehens unter anderem in Bergarbeiter- siedlungen; dort konnten (und sollten) auch belastete Ungarndeutsche schlicht deshalb bleiben, weil Facharbeiterkennt- nisse gebraucht wurden, um die Betriebe

und Gewerke überhaupt am Laufen zu halten. Mit anderen Worten – wer als ethnischer Deutscher/»Schwabe« zur Aussiedlung respektive in die Vertrei- bung gezwungen werden sollte, war zwar über zentralstaatlich-regierungsamtliche Erlasse festgelegt und definiert. Wer wirklich gehen musste und wer bleiben konnte, entschied sich indessen viel- fach auf der sozialen und ökonomischen Mikro-Ebene vor Ort, bei lokalen Amts- personen, unter lokalen Umständen und in der Pragmatik der Verhältnisse in den Gemeinden.

Dennoch – wenn schon die Diskussi- on um die Ergebnisse der Volkszählung 1941 empirisch eine Hauptrolle spielt, so ist die »kitélepítés« nicht und niemals zu verstehen ohne das, was der Volks- bund der Deutschen in Ungarn zuvor in den späten 1930er-Jahren, vor allem aber während des Krieges getan hatte. Vielleicht hätte die Erläuterung für ein deutschsprachiges Lesepublikum im Einführungstext ein wenig ausführlicher ausfallen sollen. Der Wert der Editions- leistung an sich wird dadurch allerdings keineswegs geschmälert.

Die Akten geben auch zu erkennen, dass in manchen Orten/Gemeinden die offiziellen Bekanntmachungen und Geltungsverfügungen der anstehenden Vertreibungsmaßnahmen zum Teil auch nach mehreren Versuchen nicht gelun- gen sind. Man habe die gesetzliche Auf- forderung durch Austrommeln oder Aus- schellen ergehen lassen wollen, die Leute aber hätten sich geweigert, dies anzuhö- ren, es sei zu Tumulten gekommen, in Einzelfällen mit Todesfolge (besonders instruktiv S. 473–476 [Referentenbericht aus diversen Gemeinden, November 1945]). Kulturanthropologisch hier rele- vant und von Interesse ist das gedäch- niskulturelle respektive orale Verfahren der Nachrichtenzustellung: Wenn dies also durch »Austrommeln« geschah (das Zusammenrufen der Einwohner einer

¹ Zum Gesamtproblem vgl. die Untersuchung Ágnes Toth: *Migrationen in Ungarn 1945–1948. Vertreibung der Ungarndeutschen, Binnenwan- derungen und slowakisch-ungarischer Bevölke- rungsaustausch*. München 2001.

Gemeinde durch Trommelschlag, nicht durch Einschreibebriefe), dann ist die gemeinsame physische Anwesenheit, die Menschenansammlung notwendig – aus der es dann unmittelbar auch zu tumultartigen Auseinandersetzungen kommen konnte.

In den Quellen begegnet uns zudem das im deutschen Publikationskreis lange unbekannt gebliebene Phänomen der »hazatértek«. Bei diesen »Rückkehrern« beziehungsweise »Heimkehrern« handelt es sich um ungarndeutsche Personen, die schon während des Vertreibungsverlaufs oder dann von Orten in Deutschland aus den illegalen Weg zurück einschlugen. Von einigen Behördenvertretern Ungarns ist dies selbstverständlich bemerkt worden (instruktiv etwa S. 838f., Maßnahmen gegen die in eine Gemeinde zurückgekehrten Personen, August 1946)² – was aber tun? Offizielle Maßgabe war, solche Personen zu ergreifen und zu verhaften und gegebenenfalls wieder abzutransportieren. Andererseits war es vielen möglich, sich versteckt zu halten, mit Hilfe von Nachbarn zu überleben und nach der Amnestie sogar ihre Häuser zurückzuerwerben. Später konnten von Ungarndeutschen in der DDR auch Rückreiseanträge gestellt werden (siehe S. 1226–1232 [aufschlussreicher, mehrseitiger Antragsfragebogen vom August 1953], auch dies ein sehr deutli-

cher Unterschied zu den Vertreibungen der Deutschen aus den neuen Territorialgrenzen Polens, der ČSSR, Jugoslawiens und der Sowjetunion).

Es lohnt sich – und dies ist meine Kernbehauptung – die hier aufgereihten Quellentexte nicht nur spezifiziert und zielgerichtet (also nur auf eine je methodisch begrenzte Fragestellung hin) zu rezipieren. Mit anhaltender Spannung kann man diese Edition wirklich ununterbrochen als Ganzes lesen. Diese Quellensammlung ist geeignet, eine bestimmte historische Zeit, eine Epoche zu erschließen. Wer sich weniger für Narrative, sondern eher für die Diffizilität der Fragen und Problematiken einer Europäischen Ethnologie mit wissenschaftlichem Anspruch interessiert, kann hier Material finden.

Große Anerkennung gebührt dem Engagement der Herausgeberin/Projektleiterin aus der Ungarischen Akademie der Wissenschaften Budapest (Institut für Minderheitenforschung) sowie der Projektleitung des IdGL Tübingen und allen, die der Sache Unterstützung angedeihen ließen. Nicht zuletzt sind die konzise Übersetzungstätigkeit bei den Regesten durch Andreas Schmid-Schweitzer sowie das Lektorat durch Dieter Uessler hervorzuheben. Schließlich darf man dem Ungarischen Kulturfonds, dem Bundesministerium des Innern, für Bau und Heimat sowie der Landes-selbstverwaltung der Ungarndeutschen ebenfalls Anerkennung aussprechen, weil Fördergeld ganz zweifellos sinnvoll eingesetzt worden ist. *Michael Prosser-Schell*

² Vgl. hierzu insbesondere auch die Studie Ágnes Tóth: Rückkehr nach Ungarn 1946–1950. Erlebnisberichte ungarndeutscher Vertriebener. München 2012.